

4. Müßte die Bistumsleitung nicht flexibler in ihrer „Personalstrategie“ sein und entsprechende Experimente nicht nur dulden, sondern auch empfehlen und Anleitung zur Realisierung geben?
5. Ist die Konzeption unseres Bistums Pfarrverband = Dekanat nicht oft ungeeignet, weil zu groß, um eine „integrierte Pastoralgruppe“ wachsen, leben und arbeiten zu lassen?
6. Wäre dieser Denkansatz (Communio und Memoria in enger Korrelation) nicht ein Weg, Soziologie und Psychologie theologisch und ekklesiologisch zu integrieren, um das spezifisch christliche Element unseres pastoralen Tuns (Zusammenwirken von Gnade und menschlicher Freiheit) zu verdeutlichen?
7. Wie ist in diesem Zusammenhang die pastorale Beratung von Pfarrverbänden und ähnlichen pastoralen Gruppen zu definieren und anzubieten?
8. Wird es dadurch möglich, die vielfach vorhandenen Spannungen im Zueinander und Miteinander von Priestern und Laien in verantwortlicher Pastoral zu klären und einer erträglichen Lösung zuzuführen?

„Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ – Das umgreift mehr als Appellation in der liturgischen Gemeinde, es ist Anfrage und Einladung an unser pastorales Tun in bewegter Memoria und gelebter Communio.

Praxis

Claus Herold

Erfahrungen eines Gemeindepfarrers in der DDR mit seiner Pfarrjugend

Wie schwer sich Jugend mit Tradition tatsächlich tut und wie schwer es den älteren Erwachsenen oft fällt, der Jugend den Zugang zu den Werten der Tradition zu eröffnen, macht der folgende Beitrag deutlich, der trotzdem eine Reihe von Hoffnungspunkten anführen kann.

red

Vorbemerkungen

1. Zur Person des Berichterstatters¹

In der Traditionslinie des zwischen den beiden Weltkriegen entdeckten und erweckten katholisch-kirchlichen Lebens (Guardini: „Die Kirche erwacht in den Seelen“) verstand ich mich wie viele meiner Generation in allen späteren Jahren als Jugendkaplan, als Oberschüler-Seelsorger, als Diözesanjugendseelsorger und Rektor des Jugendhauses und, je länger, desto bewußter, so und nicht anders unterwegs; inzwischen 17 Jahre als Pastor einer mittleren Großstadtpfarrei (2500 Gemeindeglieder, davon 120 in der Gemeindekatechese erfaßte Schulkinder zwischen 6 und 14 Jahren und etwa 60 mehr oder weniger partizipierende junge Erwachsene zwischen 15 und 20 Jahren).

Auf Grund der Personalsituation (kaum Kapläne, ebenso wenig junge Seelsorgehelferinnen) bin ich seit knapp 10 Jahren in dieser Gemeinde auch wieder der „Jugendvikar“ – aber inmitten eines lebendigen Helferkreises nicht die einzige Bezugsperson für die zahlreichen Jahrgangs- und Interessengruppen unserer jungen Gemeinde.

2. Etwas mehr über den mehr oder weniger offenen, meist geschlossenen Kreis unserer Pfarrjugend

Im folgenden beschreibe ich ja nicht „die Jugend“ dieses Landes und auch nicht die der (katholischen) Kirche. Mein Blickfeld erlaubt mir nicht einmal, die Jugendlichen dieser etwa 400.000 Einwohner zählenden Chemietropole der DDR zu erfassen und deren Traditionsübernahme bzw. Verweigerung von Überlieferung zu analysieren. Die Zeitabstände unterschiedlichen jugendlichen Verhaltens, in ihrer Anpassung wie in ihrer „Opposition“, werden ja immer kürzer. Was früher 10 Jahre dauerte, ereignet und verändert sich heute in weniger als 4 bis 5 Jahren. Dazu erlebe ich so viele Ungleichzeitigkeiten, nachhinkendes Bewußtsein ebenso wie tatsächliche Individualität und Originalität. So kann mein Reflektieren darüber

¹ Vgl. Diakonia 16 (1985) 135–138.

kein „Jugend-Report '86“ werden, nur der – außerdem subjektiv begrenzte – Ausschnitt von einem innerkirchlichen „Diaspora-Getto“. Wem das aber lieber ist und freundlicher klingt, der lese dafür „Oase“, die ein Pfarrer mit einigen Älteren und Für-Sorgern der Jugend seiner Gemeinde – vielen Widerwärtigkeiten zum Trotz – angelegt hat und zu bewahren bemüht ist. Denn manchmal erleben wir's, daß sich unsere Treibhaus-Zöglinge nach geduldig langer Bewahrung auch bewähren. Wenn das geschieht und sich (Dank sei Gott!) immer wieder ereignet, erkennen wir, daß Traditionen der Kirche unseres Glaubens weitergegeben und Identifikationen auf Seiten der Jugend lebendig verwirklicht werden konnten.

Wieviel Tradition in der „koinonia“ unseres Gemeindezentrums durch katechetische Information, liturgische Integration und nicht zuletzt viele diakonische Engagements entfaltet und bezeugt wird, das merken wir oft erst dann, wenn die ganz und gar dem „Zeitgeist“ ausgelieferten „Kinder der Welt“ mit den Unsrigen hereinkommen: in die Unterichtsgruppen und Glaubensstunden, zu Wochenenden und Ferienfahrten. Wenn jene gern und regelmäßig wiederkommen, manchmal als Taufbewerber, als Bräute oder verlobte Jungmänner, die sich „trauen“ und ihre Ringe segnen lassen wollen; dann sind das unsere glücklichen Augenblicke und Hochzeiten, in denen der Himmel über uns aufgeht . . .

Also, Gespräche und Vergleiche der einen mit den anderen machen Trendbeschreibungen und Phänomen-Deutungen möglich. Grenzen und Einschränkungen für eine Verallgemeinerung sind dem Berichterstatter bewußt. Weshalb ich vor weiterer Standortbestimmung schnell noch einmal R. Bleisteins Lagebericht aus der Bundesrepublik „Kirchliche Jugendarbeit im Umbruch“ (Stimmen der Zeit, Oktober 1985) gelesen und aus der DDR die gleichzeitig veröffentlichten „Erinnerungen – Anregungen – Erwartungen“ vom Berliner (katholischen) Jugendkongreß „Christus – unsere Zukunft“ (Bischöfliches Amt Magdeburg) ebenfalls einbezogen habe.

These: Jugendliche mit wenig Vergangenheit und nicht vielen Vorstellungen von Zukunft

Mir erscheint das für Jungen und Mädchen in den Reifejahren als zu nicht genügender Identität führendes Defizit. Es unterstellt: Elternhaus, Schule, staatliche Jugendorganisation plus kirchliche „Erziehung“ tradieren zuwenig oder fast nichts von (ihrer) „Geschichte“. Wenn meine Behauptung stimmt, dann muß ich mit einem DDR-Schriftsteller befürchten: „Wer die Vergangenheit nicht kennt, den kann es die Zukunft kosten.“ Wenn wir Vor-Läufer nicht mehr genügend und echtes Interesse der Nachkommen an ihrer Herkunft wecken können und sie nicht für die unverzichtbaren Werte von gestern und vorgestern zu begeistern vermögen, dann ist in solcher Gesellschaft und der von ihr nicht unabhängigen christlichen Ortskirche „Geist“ bald ausgelöscht. Und weitergedacht: In diesem Vakuum entsteht zu viel Frei-Raum für Ungeist und Unsinn als schlimme Folgen von anfänglicher Unlust.

Zur Verdeutlichung erinnere ich an Beobachtungen der letzten Zeit. Als Pfarrer war ich viele Male in vielen Jahren mit Jugendlichen unterwegs in die Vergangenheit, z. B. auch zu den Gedenkstätten der faschistischen Konzentrationslager in Buchenwald (DDR), Theresienstadt (ČSSR) oder Auschwitz (VR Polen). Die jeweils mit mir fuhren, machten zwar die Stationen meiner „Sühnezeichen“ mir zuliebe mit, aber andere Erzieher und Ideologen hatten meine Reisegefahrten für die von mir gewünschte Rezeption und erstrebte Bewältigung der nationalsozialistischen Unzeit und der damals möglichen Untaten nahezu immunisiert. Mit dem Ergebnis: Auf dem Ettersberg bei Weimar interessierten meine „Jugendfreunde“ nicht mehr Ernst Thälmanns oder Pfarrer Paul Schneiders gemeinsames Urnengrab und Vorgeschichte, sondern viel eher die Mitropa-Limonadenbude am Rande des KZ. In Auschwitz ging schon eine Mehrheit nicht mehr mit zur „Todeswand“ und in den Hungerbunker Pater Kolbes, sondern blieb gleich bei den polnischen Eiswaffelverkäufern vor dem Krematorium. Blockierter Zugang einer „jungen Nation“ zur Tradition, je mehr sie in ständig wiederkehrenden Bekennnissen darauf verpflichtet werden soll.

Können Sie nachempfinden, warum wir 1985 so wenig und zum Schluß fast nichts mehr als Zeitzeugen des Jahres 1945 zu dieser Jugend gesagt, geschrieben und ihr für alle Zeiten ans Herz gelegt haben? Man muß – ebenfalls in Weimar im „Goethe-Jahr“ – miterlebt und miterlitten haben, wie das Ensemble des Staatstheaters seine Faust-Aufführung unterbrechen mußte, ja beenden wollte, weil die in Sonderzügen und Bussen von ihren Lehrern herbeigefahrenen Schüler mit dieser Pflicht-Veranstaltung der Erwachsenen nichts anfangen konnten oder wollten. Noch eine Variante: Warum sollte sich im „Luther-Jahr“ auf der Wartburg oder in Eisleben und Wittenberg eigentlich sehr viel anderes ereignen? Zu den Kirchentagen dorthin kamen doch die gleichen Jugendlichen, erzogen und aufgewachsen in denselben Elternhäusern, Kleinfamilien, Kinderkrippen, Kindergärten, polytechnischen und erweiterten Oberschulen . . . Konnte es da überhaupt anders, geistreicher und geistvoller zugehen? Oder bei „unseren“ jungen Katholiken Pfingsten 1985 in Berlin? Auch diese jungen Christen partizipierten (aus meiner Sicht) am Bildungsnotstand ihrer Mitschüler und Zeitgenossen. Warum sollte das Papstwort aus Rom, das ihnen vorgelesen wurde, von ihnen verstanden werden? Vermochten sie (aus jeder Gemeinde einer oder eine „delegiert“) den von allen anwesenden Bischöfen der DDR und deren erwachsenen Begleitern angebotenen „Dialog“ aufzunehmen? Was sollte man bei so viel Vorurteil und Selbstzensur auf beiden Seiten als pfingstliches Sprachwunder erwarten? Ich möchte nicht als „Meckerer vom Dienst“ abgestempelt werden, aber zwischen den Zeilen der Sonntagsblätter lese ich davon nichts und habe dabei immer „meine“ Jugend mit ihren tatsächlichen Lebensvorstellungen – den nicht verbalisierten und für die Presse nicht verwendbaren –, ihre Ablehnungen und Verneinungen unserer Erwachsenen-Weltanschauungen vor Augen.

Alle, an die ich jetzt denke, wissen oft sehr genau, was sie nicht wollen und wie sie nicht sein möchten. Aber zu viele Jugendliche haben kaum eine Ahnung, natürlich weil sie zu wenig Anleitung von uns Erwachsenen haben, was und wie sie besser, sinnvoller,

wahrhafter, gerechter, friedvoller usw. leben könnten. Wer sich ständig mit den Erziehungsmaximen des dialektischen Bildungssystems im realen Sozialismus auseinandersetzt, aber nicht davonläuft, sondern an dem einen Tisch mit allen zusammen „sitzen“ bleibt und das durchhält, der resümiert, daß Nichts von Nichts kommt – oder in der Sprache der Bibel gelesen: „Die Väter aßen die sauren Trauben, den Söhnen aber sind die Zähne stumpf geworden.“

Wendepunkt der Betrachtung: Zurück zu Alltag und Festtag meiner Pfarrjugend

Sie singen wieder; wenn sie Lust haben, auch die alten Lieder, Spirituals und Folklore. Sie musizieren auf vielen alten und neuen Instrumenten. Sie malen plakativ ihre Gefühle und Stimmungen mit Fingerfarben und anderen von mir nicht einmal gekannten Techniken. Mit alldem gestalten sie „liturgische Nächte“, „besetzen“ unser Pfarrhaus zur „Klosterwoche“ im Advent und in den Kartagen. Sie, die vermeintlich „Symbol-Unfähigen“, zünden unzählige Kerzen an, sind nächtens in unserer Kirche, beten die „Frühschicht“, feiern morgens um 4.30 Uhr vor Schul- und Arbeitsbeginn mit mir im Advent „Rorate-Messen“. Sie meditieren in Friedensdekaden, fasten und hungern aus Solidarität (aber gewiß nicht an Quatember- und kirchlich gebotenen Abstinenztagen). 16–18jährige verlangten von mir im letzten Herbst eine „Glaubensschule“, nachdem sie mich und ich sie noch vor zwei Jahren als 15jährige Woche für Woche im Religionsunterricht frustrierten. Zu einem dreijährigen theologischen Fernstudium („Würzburger Modell“) haben sich im letzten Jahr allein aus unserer Gemeinde 14 (ehemalige) Jugendliche angemeldet.

Dieselben und andere verlangen wöchentliche Bibelabende und halten sie selbst, ohne den Pfarrer, weil „der zu viel weiß und uns nicht genug zu Wort kommen läßt“. Andere interkommunizieren und engagieren sich in der Stadt-Ökumene, daß mir angst und bange wird um ihre ja noch nicht vorhandene konfessionelle „Identität“. So ziehen immer welche aus der Gemeinde aus und lassen hier Eltern, Geschwister, frühere Freunde

und mich von heute auf morgen im Stich, kommen eines Tages, manchmal nach Jahren, bereichert und ergänzt zurück und wissen warum. Was für Umwege, welch umständliche „Heimsuchung“, denke ich.

„Laß doch der Jugend ihren Lauf!“ – Inmitten so vieler Turbulenzen weiß ich oft nicht mehr um das rechte Maß von „ein und aus“ und finde – emotionell, wie ich bin – schon gar nicht die duldenden, einführenden Worte in diesen Grenz-Situationen. Dann kracht es nicht bloß im Pfarr- und Gemeindehaus, speziell im verräucherten, bekleckerten, unaufgeräumten Jugendkeller. Es knistert oft noch beim Gottesdienst in den Kirchenbänken. Und doch sind sie an fast jedem Sonntag zu mehreren Dutzenden zur Gemeinde-Eucharistie dabei, übernehmen auch Lektoren- und Ministranten-Dienst, reichen uns Alten die Hand zum Friedensgruß, kommunizieren mit (zu großer?) Selbstverständlichkeit und melden nach der Messe – im letzten Jahr nach und nach fünf ledige junge Damen aus einem „Mädchen“-Jahrgang – ihre Kinder zur Taufe an. Nein, ich übertreibe nicht. Sie nahmen die „Pille“ nicht; kennen und anerkennen aber deshalb noch lange nicht „Humanae vitae“.

Diese meine trotz allem geliebten „alternativen“ Naturkinder fragen nicht danach, wie wir es gestern hielten. Wofür wir uns bis zum Letzten damals einsetzten, interessiert sie nicht. Daß es für uns und gerade für sie und ihr Leben und Bleiben in der Kirche „das Konzil“ gab; „na und“? Vor 20 Jahren? „Ach so!“

Ich halte sie, um mit Heinrich Böll zu reden, für „Instinktkatholiken“. Sie verwirklichen sich jetzt und leben einfach für heute. Das westliche „No future“ kennen sie nicht. Oder verdrängen sie es nur? Was aber ist mit ihrer und wird mit unserer – auf dem mir mit ihnen noch verbleibenden Wegstück – gemeinsamen Zukunft? Das frage ich mich am Ende und sehe mich oft allein mit dieser Sorge. Glauben wir von gestern so anders? Worin kann ich die „Rechenschaft von unserer Hoffnung“ so ungenügend in der Sprache dieser Jugend, dieses Landes, dieser Zeit als Wort für ihr Leben, damit auch sie es „in Fülle“ haben, verständlich machen?

Willi Vieböck

Sind Jugendliche arm an Traditionen?

Beobachtungen und Überlegungen

Der provokante Einleitungssatz der nachfolgenden Beobachtungen und Überlegungen – „Jugend ist gleich Tradition“ – führt die ambivalente Einstellung der Jugend zur Tradition auf die Ambivalenz der Tradition selbst zurück. Um der Jugend den Zugang zur Tradition zu erleichtern, sind eine verständliche Information und Begründung sowie eine ständige Bemühung um eine Verlebendigung der Tradition erforderlich. red

Jugend ist gleich Tradition. Diese auf Anhieb vielleicht überraschende Gleichung stellt sinngemäß René Laurentin auf¹, wenn er vom Jugendalter spricht als Zeit der Übermittlung von Kultur und menschlichem und kirchlichem Erbe.

1. Verschiedener Umgang mit Tradition

Eine traditionslose Jugend – wie es öfter heißt – gibt es meines Erachtens nicht. Sie wäre gleichsam eine Jugend aus dem Nichts. Die Frage ist vielmehr die nach dem Umgang mit der eigenen Tradition. Hier sehe ich grundsätzlich drei verschiedene Möglichkeiten:

- die Übernahme des Überlieferten (wobei noch einmal zu prüfen ist, ob sie nur äußerlich erfolgt oder eine innere Aneignung darstellt);
- die Anpassung und Abwandlung hin auf meine Person;
- und schließlich die Ablehnung, den Bruch. Illustriert am Beispiel der Kleidung:
 - einige Jugendliche kommen „ordentlich“ daher wie die Erwachsenen auch;
 - andere entwickeln durchaus eigene Vorstellungen und Bräuche (wie jener Diözesansekretär einer Jugendgliederung, der an jedem Sonntag ein weißes Hemd trug, damit sich der Sonntag vom Samstag der gleichen Schulung doch unterscheidet);
 - und viele haben mit Jugendlichen auch die Erfahrung gemacht, daß sie sich absicht-

¹ Vgl. R. Laurentin, Ist „Jugend“ definierbar?, in: Concilium 21 (1985) 308.